



MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN  
AM FAAKER SEE



**Kärntner  
Bildungswerk**

Partner für Bildung & Kultur

*WortReich* 2019  
**Schatten & Licht**

WORTREICH -  
KURZGESCHICHTENWETTBEWERB DES KÄRNTNER BILDUNGSWERKS UND DER  
MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN AM FAAKER SEE

# KURZGESCHICHTEN

DER PREISTRÄGERINNEN & PREISTRÄGER 2019

## Vorwort

### Schatten & Licht

# WortReich 2019 Schatten & Licht

So lautete der Schreibimpuls des zehnten Kurzgeschichtenwettbewerbs des Kärntner Bildungswerkes und der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, von dem sich wieder viele Autorinnen und Autoren inspirieren ließen. Die Originalität und die Qualität der Texte beeindruckten die Jury jedes Jahr aufs Neue und machten eine Auswahl alles andere als leicht.

Die in diesem Heft abgedruckten Kurzgeschichten sind jene Texte, die heuer von der Jury ausgewählt und bei der Lesung am 29. November 2019 im Pogöriacherhof in Faak am See von den Autorinnen und Autoren vorgetragen wurden.

Wir wünschen viel Vergnügen beim Lesen der Texte der Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich 2019!

## Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH  
Mießtaler Straße 6  
9020 Klagenfurt am Wörthersee  
T: 0463/536-57622  
E: [office@kbw.co.at](mailto:office@kbw.co.at)  
H: [www.bildungswerk-ktn.at](http://www.bildungswerk-ktn.at)  
[www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk](https://www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk)  
Redaktion: Doris Rottermann, BA MA

## Inhalt\*

<b>Monika Buschey</b> <i>Der blinde Blick</i>	4
<b>Oliver Graf</b> <i>Wenn die Stille sich verändert</i>	6
<b>Dr. Olaf Lahayne</b> <i>Umbra mortis</i>	8
<b>Nicole Makarewicz</b> <i>Schattentanz</i>	10
<b>Ruth Schmiedberger</b> <i>Lingua potentialis</i>	12

\* Die Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich 2019 in alphabetischer Reihenfolge.

## Monika Buschey **DER BLINDE BLICK**

Die Leute bedauern ihn: Ein Maler und blind. Wo einer wie er doch nichts dringender braucht als sein Augenlicht! Er selbst erträgt den Verlust ohne Angst. Schicht um Schicht haben sich ihm Schatten über die Augen gelegt. Die Konturen lösten sich auf. Lange war ihm das Gespür für Licht geblieben: Ein rötlicher Schein, sobald er das Gesicht der Sonne entgegenhielt.

Seit er blind ist, liebt er den Sommer. Wo viel Licht ist und Wärme, fällt es ihm leichter, sich weiterhin als Teil der Welt zu begreifen. Der Geruch der Haut, wenn sie von Sonnenlicht beschienen wird, umgibt ihn wie ein Mantel, der die Blöße seiner Blindheit deckt.

Noch bis vor kurzem hat er den Jungen, der ihn führt, immer wieder einmal gebeten, ihm die Farbreste im Atelier unter die Nase zu halten. Weiß. Gelb. Ocker. Er hat versucht, die Zusammensetzung allein über den Geruch zu bestimmen. Das Erdige. Die stechenden Ammoniak-Töne. Gelb? Rostrot? Purpurlaus? Der Junge hatte zustimmend gebrummt, was immer er sagte. Und also traute er ihm nicht. Der Kleine hatte keine Geduld mit seinem gebrechlichen Onkel.

Er war ein spätes Kind seiner Schwester. Maria war mit dem Jungen zu ihm gezogen in sein großes Haus nach dem Tod ihres Mannes. Dem jüngsten Sohn hatte sie den Namen ihres Bruders gegeben: Piero. Piero ist nun der, der ihn führt. Der kleine Piero führt den großen.

Er hört Schritte, dann ein scharfes Geräusch. Er sitzt an die Hauswand gelehnt. Wenn die Tür geöffnet wird, ist da ein Sog, als wollte das Haus ihn zu sich hinein ziehen. Maria hält ein Papier in der Hand, er kann das Rascheln hören.

Schlechte Nachricht, sagt sie, der Priester in Monterchi...

Gestorben vor ein paar Tagen, das weiß er doch. Das gesprochene Wort ist der Schrift vorausgeeilte und hat den Blinden längst erreicht. Später beim Essen erwähnt er, dass er gerne noch einmal dorthin möchte, nach Monterchi. Nicht der Priester, nein. Das Bild. Das Fresko, das er für die kleine Kirche gemalt hat, als seine Mutter starb. Er möchte ein letztes Mal da sein, wo dieses Bildnis ist: Eine Madonna. Eine schwangere Madonna. Maria seufzt. Zu schwierig, zu gefährlich. Er weiß das ja. Wie soll man ihn, den Blinden, befördern. Einer müsste das Pferd führen, das ihn trägt, für eine Wegstrecke würde man womöglich den ganzen Tag brauchen. Maria steht auf, er hört den Stuhl rücken, sie geht hinüber zum Herd. Der Junge, neben ihm auf der Bank, legt den Löffel in den Teller und dem Onkel die Hand auf den Arm.

Am längsten Tag des Jahres brechen sie auf noch bevor ein Sonnenstrahl über dem Berg erscheint. Der Junge hat alles vorbereitet. Sie würden zurück sein, sobald es wieder dunkel wird. Ohne Mühe steigt der Maler in den Sattel. Der Junge nimmt die Zügel. Steil führt der schmale Weg auf den breiten zu.

Es wird schon hell, sagt der Junge. Tatsächlich zittert die Luft vom Jubel der Vögel. Der Maler hat kein Gefühl mehr für den Weg. Es hätte irgendwo hin gehen können.

Ein schwüler Tag. Staub und Hitze. Sie ertragen es schweigend.

Ich sehe den Ort, sagt der Junge und streckt den Arm aus, ich sehe den Turm!

In der Kirche bleibt der Maler allein. Der Junge holt Wasser, kümmert sich um das Pferd. Begrüßet seiest du Maria, voll der Gnaden. Viele hunderte Mal hat er die Worte von den Lippen

seiner Mutter abgelesen. Die Proportionen des Raumes sind ihm auch nach so vielen Jahren noch beglückend vertraut. Eintretenden, wie er weiß, steht die Madonna genau gegenüber. Von rechts wie von links kommt Licht herein. Er kann es spüren.

Er macht einen Schritt auf die Wand zu. Ein Stuhl kippt um, er stellt ihn wieder auf, er tastet sich voran. Schiebt die Stühle beiseite. Erreicht die Wand. Legt die Fingerspitzen beider Hände dahin, wo er ihr Gesicht weiß. Auf der rechten Seite spürt er die raue Stelle auf der Wand, handtellergrößer. Für das Mariengewand hat das Blau, das er vorbereitet hatte, gerade eben ausgereicht. Eine Schwangere darzustellen war nicht sein Vorsatz gewesen. Es ergab sich so unter der Hand.

Weiter unten, seine Hände ertasten sich den Weg, da wo der Rocksäum auf die Füße stößt, die tiefe Kerbe in der Wand, die er im Kontrast zwischen Kleid und Hintergrund hat verschwinden lassen. Den Händen jedoch bleibt nicht verborgen, was das Auge übersieht. Das ganze Wandbild nehmen sie sich vor, erspüren das Glatte, das Raue, die stumpf-matten Stellen und die, die matt glänzen.

Der Maler, als er noch zu den Sehenden gehörte, hatte die Wand einst genauso abgetastet, bevor er sie zu bearbeiten begann. Seine Hände erinnern sich jetzt. Haarfeine Risse spüren sie auf. Unebenheiten. Dick aufgetragene Farbe. Damals war es wichtig, die Beschaffenheit der Wand zu prüfen, um die Farben, die Werkzeuge, darauf abzustimmen.

Seit die Dunkelheit um ihn undurchdringlich geworden ist, weiß er sich dem Tod so bedrückend nah, dass es ihm ein Bedürfnis ist, mit inneren Augen anzusehen, was er hinterlässt. Sehend gemacht für das Bild, auf das am wenigstens zu verzichten wäre, hat ihn erst die Blindheit: Die Madonna del parto, wie sie sie genannt haben,

in der Kirche von Monterchi, die junge Frau mit dem schweren Leib und der einen Hand an der Hüfte, während die Finger der anderen einen schmalen Spalt im Gewand öffnen.

Der Junge, als er in den Kirchenraum tritt, muss die Augen erst an das schwache Licht gewöhnen, sieht den Blinden zunächst nicht, sieht ihn dann am Boden liegen, erschrickt, hilft ihm auf. Sie sind längst mehr als eine Stunde unterwegs Richtung Heimat, da fragt der Onkel plötzlich, ob sie ihm gefalle. Der Junge stutzt, dann fällt ihm ein, dass der Maler die Madonna meinen könnte. Gut, sagt er schnell, damit das Fragen rasch ein Ende hätte, sie gefällt mir gut. Ob er auf ihre Augen geachtet habe, fragt der Onkel weiter. Als der Junge nicht antwortet, wiederholt er die Frage nicht.

Im Herbst desselben Jahres wird der Maler zu Grabe getragen. Den Jungen zieht es immer wieder zum Kirchhof. Stundenlang steht er da, zündet Lichter an, wartet, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Seine Mutter schüttelt den Kopf darüber: Ein Maler ist da, wo seine Bilder sind, sagt sie.

Der Junge wartet den Winter ab. An einem hellen Tag im März macht er sich auf. In der Kirche trifft er auf zwei Frauen, die der Gottesmutter blühende Pflaumenzweige gebracht haben. Sie beten und singen leise, während der kleine Piero neben der Tür stehen bleibt, verlegen, die Augen auf das Fresko gerichtet. Sein Blick ertastet die Umrisse, verharrt dann auf ihrem Gesicht. Die Madonna hält den Blick gesenkt. Piero ist ernsthaft darauf gefasst, dass ihre Lider sich jeden Augenblick heben könnten. Ob der Maler etwas zu sagen gewusst hätte über die Farbe ihrer Augen?

Sie müssten braun sein, flüstert der Junge, ich glaube, sie sind braun.

## Oliver Graf WENN DIE STILLE SICH VERÄNDERT

Wie ein Greis schleppte sich das erste Sonnenlicht des Tages über den Hang. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis das Glitzern auf den tauschbaren Wiesen die Hütte erreichte. Wandertouristen hätten das Naturschauspiel bestaunt, aber Veith war es egal. Er saß auf der Bank, einen Becher gewärmter Milch in der Hand, in den er einen Kanten trockenen Brots tunkte. Noch war es kühl, Veith trug seine zerschlissene Joppe, und er vermutete, es würde selbst im Laufe des Tages kaum wärmer werden.

Die Sonne hatte ihre Kraft verloren. Das Jahr war alt geworden.

Er saugte die Milch aus dem Brot und knabberte ein Stück ab.

Die meisten Almen der Gegend waren schon verlassen, Wanderer erwartete er keine mehr.

Ja, das Jahr war alt geworden, Licht und Schatten unscharf. Kein Vergleich zu den Monaten der Hitze, als die Sonne selbst hier oben danach zu trachten schien, alles zu versengen, als das Licht grell und Schatten wie schwarze Mäntel waren. Nun aber, die Schatten seines Bechers, seiner Hand, des Brotes, alles nicht viel mehr als dunkelgraue Schleier.

Wie Schatten am Licht klebt, dachte Veith, als er sein Brot mümmelte, wie sie aneinanderhängen, unfähig einer ohne den anderen zu sein. Fast wie bei Leni und ihm. Erhielt der Schatten nicht nur durch das Licht seine Kraft, seine Form? Und verschwanden bei Dunkelheit nicht beide? Denn es war kein Sieg des Schattens über das Licht, wenn sich die Nacht über die Berge senkte, sondern es war ihr beider Untergang.

Fast wie bei Leni und ihm.

Sie hatte ihm Kraft gegeben, hatte ihn zu dem gemacht, was er sein konnte, sein wollte. Stand er in ihrem Schatten? War er geschrumpft, verschwunden, wenn das Licht hell über ihr stand? Wie auch immer, er war bei ihr gewesen, die ganze Zeit. Es war ihm, als hätte sie ihn erschaffen und nun sie ließ ihn wieder verschwinden.

Leni.

Den letzten Schluck Milch trank er aus. Aufgeweichte Brotkrümel spülten durch seinen Mund. Den Becher wusch er im Brunnen hinterm Haus, die nassen Finger wischte er an der Hose trocken. Noch einmal hielt er inne, betrachtete die Sonne, betrachtete die Schatten, die langsam kürzer wurden. So war auch er in seiner Liebe versunken.

Wütend trat er auf. Was für lächerliche Gedanken über Schatten und Licht? Er brachte den Becher in die Hütte, zog die Joppe aus und hängte sie an einen Haken. Bald würde ihm warm werden.

Aus dem Schuppen, der an die Hütte gebaut war, holte er Schaufel und Krampen.

Sie hatten den Platz schon lange gewählt. Oft waren sie hier gewesen, hatten sich auf die Fläche unter den Bäumen gelegt und nach oben geblickt. Leni hatte den Boden betastet, hatte Halme abgerissen und daran gerochen.

„Hier ist es gut“, hatte sie gemeint.

Jetzt stand er an der Stelle, an der sie so oft mit dem Blick in die Zweige und den Himmel gelegen waren. Schweigend meistens, aber ihre Hände hatten sich berührt und dieser zarte Kontakt war für ihn das Leben gewesen.

Er hob den Krampen in die Luft und ließ ihn niederfahren. Die Spitze bohrte sich tief in die Erde.

Sie hatte recht gehabt. Untypisch für die Höhe war die Erde hier weich, der Boden locker. Es war ein guter Platz. Er hackte und grub, grub und hackte. Nach weniger als zwei Stunden nickte er zufrieden und ging zurück zur Hütte.

Er war verschwitzt und wusch sich. Er wechselte das Hemd, knöpfte es zu bis zum obersten Knopf.

Gut eine Stunde später war es soweit, es mochte etwa Mittag sein. Die Tage waren schon so kurz ...

Er hatte den Sarg, den er in den letzten beiden Tagen gezimmert hatte, geholt. Behutsam hatte er den Leichnam aus der Stube getragen und samt Laken hineingelegt. Er hatte es sich schwerer vorgestellt, den Sarg nach oben zu schaffen, an die Stelle.

Sie hatten beide gewusst, dass sie früher gehen würde als er. Einerseits sei sie dankbar, hatte sie gemeint, denn dann müsste sie ihn nicht vermissen, andererseits tat es ihr leid, weil sie ihn allein zurückließ. Und natürlich hätte sie so gerne noch mehr Zeit mit ihm gehabt. Tränen waren ihr in den Augen gestanden, aber er hatte versucht sie zu beruhigen und versichert, er würde das schon schaffen. Die Tränen hatte er vergossen. Heimlich, wenn sie ihn nicht sah.

Vor drei Tagen war er aufgewacht und sofort hatte er gewusst, dass sie tot war. Die Stille der Berge war eine andere. Er hätte es nicht anders beschreiben können.

Und nun stand er vor dem Grab, blickte in das Loch, auf die Holzbretter und wollte es nicht wahrhaben, dass sie dort lag. Bisher hatte er mechanisch gearbeitet, hatte etwas zu tun gehabt, nun aber im Moment des Abschieds, packte ihn der Schmerz auf so brutale Weise, er glaubte zu ersticken. Er hob den Blick, sah durch die Zweige in den Himmel.

Gewusst hatte er, dass der Augenblick des Schmerzes kommen würde, aber vorbereitet war er darauf nicht.

Die Zweige über ihm wogten in ihrem Tanz aus Licht und Schatten.

Ihre schneeweiße Haut, von der er immer gedacht hatte, sie würde strahlen. Selbst in der Nacht war sie zu sehen gewesen. Und er selbst? Veith? Er war in der Nacht unsichtbar. Sie hatten ihn hierhergeholt und mit einem neuen Namen versehen. Hier, in dieser so viel besseren Welt, so hatten sie ihn immer glauben machen wollen. Besser ja, wenn die Hautfarbe stimmte.

Während des Heranwachsens war es am schlimmsten gewesen, aber er hätte auch nicht sagen können, ob die Hänseleien und Beleidigungen danach weniger oder nur seine Abgestumpftheit stärker geworden waren. Seine Eltern hatten es gut gemeint, aber sie hatten ihn nicht beschützen können. Und wie oft dachte er an das Land, aus dem sie ihn geholt hatten?

Aber Leni hatte ihn genommen und geliebt, sie hatte ihn hierhergeführt, erst nur einen Sommer über, dann noch einen, und einen weiteren, bis der Sinn verschwand, wieder ins Tal zurückzukehren. Hier war ihre Welt, und die Ruhe und Kraft der Berge schien Unterschiede aufzulösen. Hier war er zuhause wie alle. Hier gab es keine Vorurteile und keinen Hass, höchstens Erstauen, aber das war gleich wieder vorbei.

Licht und Schatten, waren sie geworden. Eine Einheit. Aber was tun, wenn das Licht erlischt?

Er setzte die Schaufel an. Schwarze feuchte Erde polterte auf das Holz, aber er dachte noch immer das Strahlen durch die Bretter und die Erdklumpen zu sehen.

Was tut der Schatten, wenn das Licht erlischt? Auch er versinkt in endloser Dunkelheit.

Aber nein, das war es, was sie nicht gewollt hatte. „Versprich es mir“, hatte sie von ihm verlangt, „versprich mir, dass du für uns beide lebst.“ Sie hatte seine Hand fester gedrückt und er würgte an seiner Trauer. „Wir sind eine Einheit – und das bleiben wir.“

Mit der Rückseite der Schaufel schlug er die Erde glatt. Wie gerne hätte er sie noch einmal gehalten. Wie lange war es her, dass er sie aus der Stube getragen hatte? Er glaubte noch ihren Körper auf seinen Armen zu spüren.

Stunden später saß er auf seiner Bank. Die Schatten wurden länger und länger. Er legte den Kopf zurück an die Holzwand der Hütte, schloss die Augen, und alles, was er sah, war Licht.

## *Olaf Lahayne* **UMBRA MORTIS**

Alles begann mit dem Ave Maria. Klar, ich kannte das Stück schon, den Text, heißt das, auch auf Latein, Ave Maria gratia plena Dominus tecum; als Schülerin vom Stiftsinternat, da kann ich das, da können wir alle das im Schlaf hersagen. Auch gesungen hatte ich es schon, aber nur im Chor, als eine unter fünf, sieben oder neun Sopranistinnen. Sogar auf Beerdigungen sangen wir es schon, aber diesmal, da stand das Ave Maria eben auch am Anfang. Zusammen mit Pater Gabriel. Gabriel, das war der neue Stimmbildner im Stiftsgymnasium, und als er unseren Chorproben hörte und sah, da meinte er, dass ich doch das Solo im Ave Maria singen könne – mit etwas Einzel-Unterricht, heißt das.

Klar, die anderen Girls im Chor, die lästerten; mit Gabriels Hilfe, da wird die Maria zur Maria Annunziata, passend zur Adventszeit; er wird ihr schon die frohe Botschaft verkünden und so; wie man halt so ist als Stiftsschüler und -schülerin, speziell, wenn der Lehrer recht jung ist und fesch – soweit ein Benediktiner halt fesch sein kann, heißt das.

So gingen wir zwei Probenräume weiter, während Pater Josef mit dem Chor weiter gregorianische Gesänge übte, ein Advent-Antiphon, splendor lucis aeternae, veni et illumina sedentes in tenebris et umbra mortis, Glanz des ewigen

Lichts, Todesschatten und all das. Ich konnte es auch noch hören, wie Gabriel die Tür hinter uns abschloss, magna lux divinitatis, quam nulla umbra mortis und so – bis Gabriel sich an den Flügel setzte, um mein Solo durchzugehen.

Wir kamen gut voran, glaube ich, bis zum Mater Dei; da war Gabriel scheinbar nicht glücklich mit meiner Intonation; zu viel Vibrato, zu viel Pathos; das ist schließlich kein Mendelssohn, meinte er. Daher stand er vom Klavier auf, trat an mich heran und fasste mit beiden Händen sanft an meinen Kehlkopf, während ich sang und während drüben der Chor sich mit dem umbra mortis herumschlug; immer wieder lux und umbra mit den so schwierigen hohen und tiefen Tönen; offenbar war Pater Josef nicht zufrieden mit dem Zusammenklang der Männer- und Frauenstimmen.

Auch Gabriel lauschte dem eine Weile. Ich dürfe, meinte er dann, meinen Text nicht nur als Gesang sehen, als eine stimmliche Herausforderung; es ist Gottesdienst. Ob ich wüsste, dass Maria, als der Engel Gabriel sich ihr offenbarte, wohl auch erst Vierzehn oder Fünfzehn war, höchstens Sechzehn, so wie ich? Eben eher jung als Frau? So rein, so unschuldig ... Ja, das wusste ich, sagte ich, nur um irgendwas zu sagen; tatsächlich hatte Pater Georg im Unterricht etwas in der

Art erklärt; Mysterium, ewige Jungfräulichkeit, Botschaft der Liebe und all das halt.

Er sei nur ein einfacher Musiker, meinte Gabriel, kein Theologe, aber er weiß, was da bei Lukas geschrieben steht: Da war Maria, und da war Gabriel, sonst keiner, und wer soll erzählt haben, was damals genau geschah? Gabriel gewiss nicht! Und auch er selbst, Pater Gabriel, würde nichts offenbaren; seine Verkündigung gelte allein mir, Maria, und er wünsche sich, mir das eine oder andere beizubringen; und er hoffe, dass ich bald auch das Magnificat singen werde, den Lobgesang Mariens.

Drüben waren sie inzwischen beim *splendor lucis aeternae*, und auch mir ging allmählich ein Licht auf, wie Gabriel das Deckenlicht ausknipste. So machten wir im Halbschatten weiter, eben in *tenebris et umbra mortis*; als Menschen, meinte Gabriel, da leben wir halt in Finsternis und im Schatten des Todes; nur so könnten wir dann auch das ewige Licht schätzen lernen, das Licht der Liebe.

Irgendwie landeten wir dann beim Hohelied; wie schön und wie lieblich bist du, du Liebe voller Wonne, dein Wuchs ist hoch wie ein Palmenbaum, deine Brüste gleichen den Weintrauben, lass mich den Palmbaum besteigen und seine Früchte pflücken, wobei, etwas übertrieben fand ich das schon, von wegen Palme, Trauben und all das, oder untertrieben eben, aber Gabriel redete weiter und weiter, soweit er halt noch Atem hatte, und ich, nun, ich hatte wohl noch etwas mehr Luft, dank all der Stimmbildung und so; schon immer lag mir das *forte* eher als das *piano*, und an dem Tag besonders; *crescendo*, *diminuendo*, irgendwie alles auf einmal.

Auch Paulus kam dran, Hohelied der Liebe; hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich nur tönendes Erz und so, wobei, von Palme und Traube zum Erz, das irritierte mich schon damals etwas; wie passt das zusammen?

Schließlich und endlich, ich weiß nicht wie, landete ich dann tatsächlich beim Magnificat; *quia fecit mihi magna, qui potens est, et sanctum nomen eius* und so.

Drüben ging der Chor ein letztes Mal das *splendor lucis aeternae* durch, während Gabriel den Deckel des Flügels wieder glänzend wischte und erneut aufklappte.

Pater Josef war dann sehr zufrieden mit den Fortschritten, die wir gemacht haben, nur meinte er, ich lege nun zu viel Gefühl, gar zu viel Liebe, wie er sagte, in meinen Gesang; das war damals nicht üblich; außerdem klinge ich erschöpft; ich solle mich doch erst einmal ausruhen, ausschlafen, und am nächsten Tag noch einmal üben, noch einmal alles durchgehen und wiederholen mit Pater Gabriel.

So trafen wir wieder zusammen, Maria und Gabriel, ob wir wollten oder nicht, und wir wollten, und wir wollten auch wieder nicht, denn war es nicht eigentlich wider die Schrift; hieß es nicht: und der Engel schied von Maria nach der Verkündigung? Aber weil Pater Josef noch immer nicht zufrieden war, praktizierten wir wieder und wieder, sieben Mal insgesamt; *gegrüßet seist du mir, Maria, du bist gebenedeit unter den Frauen* und so. Und am achten Tag, am 21. Dezember, am kürzesten Tag des Jahres, da fand man Pater Gabriel, wie er im Schiff der Stiftskirche hing, an einem Seile, wie der Taufengel im Querschiff, ebenso starr und ebenso leblos. Und eben dort, in der Kirche, da sangen wir auch zu seinem Begräbnis das *splendor lucis aeternae*, und Pater Josef meinte später, das war glänzend, und ebenso mein Solo im *Ave Maria, ora pro nobis peccatoribus*, aber eben auch *benedictus fructus ventris tui*, also mit allem Drum und Dran. Pater Josef meinte, dass wir als nächstes nun ein *dies irae* einstudieren könnten, und da musste ich lächeln; irgendwie hatte ich das ja schon praktiziert, qui

Mariam absolvisti, mihi quoque spem dedisti und all das. Und wie Josef unser splendor lucis glänzend nannte, da musste ich an die Bronzebeschläge am Sarg denken, die irgendwer auf Hochglanz poliert hatte; unpassend für einen Benediktiner, meinte die Sopranistin neben mir; sehr passend für Gabriel, dachte dagegen ich. Nur aus aeternae, aus der Ewigkeit, da wurde nichts, obwohl, wer weiß, nur ob es nun ewiges

Licht oder ewigen Schatten für ihn gibt ... Für mich jedenfalls, da endete es mit dem Ave Maria, und es begann halt auch damit, für mich und für Gabriel, die Liebe und das Leben. Das heißt, das Leben, das endete nur für ihn; dafür begann ein anderes, und ich glaube, ich werde ihn Lucius nennen. Oder Lucia, je nachdem. Geboren ins Licht und aus dem Schatten eben.

## Nicole Makarewicz SCHATTENTANZ

Der Schnee knirscht unter deinen Füßen. Ein stiller Laut, gedämpft, wie alle Geräusche um dich herum. Gestern noch hat dich beim Anblick der weißen Flocken ungläubiges Staunen erfüllt. Inzwischen hat die Kälte auch den letzten Funken Neugier in dir abgetötet. Ihre geschärften Klingen durchdringen dich, schneiden dir ins Mark, schälen den Lebenswillen von deiner Seele und lassen dich wund und bloß zurück.

Durch deine dünnen Sohlen hast du vor dem Schnee jeden Stein gespürt. Bis aufs Blut wundgescheuert, die Füße so angeschwollen, dass du die Schuhe selbst beim Schlafen nicht mehr ausgezogen hast, zu groß war deine Angst, das gemarterte Fleisch nicht mehr in sie hineinquetschen zu können. Inzwischen sind deine Füße taub, und obwohl du Erfrierungen befürchtest, bist du froh über jede Stelle deines Körpers, die nicht schmerzt.

Du bist schon so lange müde, dass du dich nicht mehr daran erinnerst, wie es sich anfühlt, ausgeschlafen zu sein. Deine Alpträume sind Weggefährten, die dir vertraut sind wie die Geister, die dich begleiten.

Kein Jahr ist seit deiner Hochzeit vergangen. Ein Fest, das weder rauschend war noch opulent und dennoch der schönste Tag deines Lebens. Denn du hast ihn mit jenen verbracht, die dir am liebsten waren. Auch wenn nicht viele mit euch feiern konnten. Gekommen sind die Überlebenden, die Zurückgelassenen, die Zuversichtlichen und die Resignierten.

Die Geister der Fehlenden tanzten in den Schatten. Seitdem sind sie bei dir geblieben. Inzwischen haben sie an Anzahl die Lebenden weit übertrumpft. Sie sind der Staub und die Schreie, die Stille nach den Bomben, die gebrochenen Augen der Toten. Sie halten sich am Rande deines Blickfelds, filigrane Gebilde, deren Hartnäckigkeit ihre Erscheinung Lügen strafft. Sie zwingen dich, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen. Du hältst sie mit deiner Trauer, dem Entsetzen, das in dir schwelt, vor allem jedoch mit deiner Liebe. Deine Brust ist eng geworden, hat sich zusammengeschnürt zu einem Panzer, der deine Seele ummantelt. Dein Leben ist ein brüchiges Gewebe. Jede Erinnerung eine frische Wunde, der Schmerz eine Notwendigkeit.

Deine Hand liegt beschützend auf deinem

Bauch, der tiefer steht als noch vor ein paar Tagen. Du beschwörst dein Kind, sich noch Zeit zu lassen. Die Welt, in die es drängt, wird es nicht willkommen heißen. Noch bist du sein Universum, und wenn du könntest, dann würdest du es in dir behalten.

Du zwingst einen Fuß vor den anderen. Jeder Schritt ins Unbekannte ein Kampf gegen deine Instinkte, die nach Vertrautem drängen, nach Sicherheiten, die brüchig geworden sind und trügerisch. Gerüchte werden an dich heran- und wieder fortgetragen. Auf Schlagworte reduzierte Realität, keines wahrer als die anderen, von Hoffnung eingefärbt, von Ängsten verzerrt. Dein Leben ist Gehen, der Weg deine Welt. Dein Ziel erscheint dir wie ein Wunschtraum, unerreichbar, unreal und unfassbar fern.

Als du schon nicht mehr daran glaubst, kommst du an, aber deine Füße drängen weiter, dein Herz warnt dich, einer Illusion zu erliegen. Dein Vertrauen ist aufgebraucht. Du wehrst dich gegen freundliche Worte, verschließt dich der drohenden Enttäuschung. Du gehörst hier nicht hin, gehörst nirgends mehr hin, bist heimatlos, verloren gegangen in einem Krieg, der dir aufgezwungen worden ist.

Dein Kind hat gewartet, jetzt ist es bereit. Die Schmerzen zerreißen dich, du gibst dich ihnen hin, es sind gute Schmerzen, die einzigen, die es wert sind. Dein Kind zerrt an dir, drängt heraus, ins Licht, in die Welt und mit ihm kommen die Tränen. Tränen der Freude und alle, die du nicht zu weinen gewagt hast.

Dein Kind hat seine Haare und seinen Mund, und alles ist Trauer und Schmerz. Du weinst und weinst und weinst.

Du siehst seine Hand, immer nur seine Hand, die aus deiner gleitet und abrutscht am glatten Gummi des Bootes. Du hörst deine Schreie und dein Flehen um Hilfe, auf das niemand reagiert. Jeder ist sich selbst der nächste, ausgelaugt von

der Flucht und dem Horror des Krieges. Von der Weite des Meeres paralysiert, schockstarr seiner eiskalten Erbarmungslosigkeit ausgeliefert. Die Verantwortung für das Kind in dir bindet dich ans Leben, hält dich davon ab, ihm nachzuspüren, dich ins Vergessen fallen zu lassen.

Es ist zu spät im Jahr für eine Überfahrt. Das Meer ist aufgewühlt, dunkelgrau und schaumgekrönt. Nicht viele gehen das Risiko ein. Noch weniger überleben es. Aber es gibt Gerüchte von Aufnahmestopps und abgeriegelten Grenzen und dein Kind ist sicherer, solange es noch nicht geboren ist. Und er ist bei dir, er verlässt dich nicht, niemals, das hat er geschworen und er hält sein Versprechen. Er bleibt bei dir bis zum Schluss und auch danach, reiht sich ein in die Armee deiner Geister.

Schweigend haben sie dich begleitet, stumm haben sie dir beigestanden, wortlos begrüßen sie dein Kind. Echos eines anderen Lebens, des Lebens, das du dir erträumt hast. Auch er ist da, wacht über sein Kind. Du lächelst ihn an, dankbar für alles, was er für euch riskiert und verloren hat. Dein Kind macht sich bemerkbar, ein zartes Maunzen, das dich mit Zärtlichkeit überschwemmt. Das Gefühl, das du empfindest, ist dir so fremd geworden, dass du es erst nicht einordnen kannst.

Es ist Glück.

Du siehst ihn an, willst dein wiedergefundenes Glück mit ihm teilen, du verdankst es nur ihm. Er lächelt, so zärtlich, dass es wehtut, und etwas verändert sich in dir, und er verblasst und mit ihm all die anderen.

Im Schatten tanzen Staubkörner.

## Ruth Schmiedberger **LINGUA POTENTIALIS**

Ich ersticke fast. In diesem Zimmer. Und nicht nur hier.

Auch wenn die Luft etwas abzukühlen beginnt, tanzen die Fata Morganas in meinem Kopf weiter. Ich muss sie bannen. Diese Geister des Schattenreichs. Der vierte Tag in San José und noch immer weiß ich nicht, wie ich beginnen soll. Über den Vater schreiben. Über meine Beziehung zu ihm. Über das Loch, das er in mir hinterlassen hat. Und dabei nicht untergehen. *Truth. My darkness is shining. Have faith in myself. Truth.* Wo beginnen? Was steht am Anfang einer jeden Beziehung? Und wie eine Chronologie finden, wenn sich in mir ein Taifun erhebt, sobald ich versuche, das Geschehene in Worte zu fassen? Am Punkt der Handlungsunfähigkeit trifft Ohnmacht auf Sprachlosigkeit. Der Atem steht still. Und still auch das Herz. Eine trügerische Ewigkeit kein Atmen und kein Klopfen des Herzens. Scheintot. Was bleibt, ist ein Gefühl des grenzenlosen Auseinanderdriftens. Eine alles umfassende Weichheit, ein nie enden wollendes Wattermeer. Glattes, glitschiges Ich. Zerfällt wie Eis in der Sonne.

Eine Ich-Auflösung.

*Ich muss Worte finden* gegen diesen Orkan der Selbstausslöschung.

Begann alles, als Vater eines Morgens den Zettel an die Badezimmertür heftete? *Ich lasse mich scheiden.* Hans Binder.

Die Mutter zuckte mit den Schultern. Am Abend hing der Zettel immer noch. Vater sagte: Ich habe in der Früh einen Zettel aufgehängt. Habt ihr dazu nichts zu sagen? Niemand reagierte. Vater nahm den Zettel wieder ab und ließ sich nicht scheiden.

Oder begann alles damit, dass er nachts immer später nach Hause kam? Bis er eine Nacht ganz weg blieb und schließlich tagelang nicht zu Hause auftauchte? Mutter fand einen Schlüssel. Vater hatte sich eine Zweitwohnung angemietet. Und irgendwann blieb er dort und kam nicht mehr zurück. Es gab nie einen offiziellen Grund, weshalb Vater ausgezogen war. Es wurde nicht einmal davon gesprochen, dass sie getrennt lebten. Es gab nur eines: Schweigen. Hartnäckiges, undurchdringliches Schweigen.

Der Anruf hatte mich nicht sonderlich überrascht. Die letzten Telefonate mit Vater waren von einer unglaublichen Schwere und einer zunehmenden Bösartigkeit gekennzeichnet. Oft lallte er so sehr, dass ich kein Wort verstand. Meist weinte er und immer öfter brüllte er Schimpfwörter in die Hörmuschel. Du blade Blunzn, Gfrast, Auntepschte. Ich legte dann auf. Manchmal, wenn er einigermaßen bei Sinnen zu sein schien, sagte ich: Ich komme nach Wien und dann fahren wir wieder in die Psychiatrie. Darauf sagte er stets: Geh scheißen.

Bilder schießen wie Funken aus einem brodelnden Lavasee empor. Diese vielen Geschichten, die mir Vater in unterschiedlichen Versionen erzählte. Wie ihn plötzlich das Verlangen ereilt habe, wieder einmal sein Geburtshaus in der Achtergasse aufzusuchen. Detailliert erzählte er, wie eine Frau die Tür öffnete, ihn in die Wohnung bat und er einen Blick ins Kabinett werfen durfte. Dort, wo er geboren wurde und seine Mutter während des 2. Weltkriegs einen Kommunisten versteckt gehalten hatte. Ein anderes Mal erzählte er dieselbe Geschichte, aber leider öffnete niemand die Tür. Ich kannte Vaters Hang zu Ausschmückungen und nahm an, dass die

zweite Version stimmte. Kurze Zeit später suchte ich aus Neugierde über seine Erzählungen selbst sein Geburtshaus auf. Als Kind war ich ein einziges Mal dort gewesen und konnte mich deshalb nicht mehr genau an das Mehrparteienhaus erinnern. Ich rief Vater an und fragte ihn, ob die Wohnung links oder rechts vom Lift lag. Er antwortete: Was? Da gibt's jetzt einen Lift?

Ich vergewisserte mich, ob ich schon im richtigen Haus stand, bis mir klar wurde, dass Vater mich wieder angelogen hatte. Er hatte den Besuch in seinem Geburtshaus erfunden. Er zimmerte sich Wahrheiten zurecht und wusste am Ende nicht mehr, wem er welche Geschichte aufgetischt hatte. Gibt es im Lügendickicht Lianen des Lichts und der Sonne?

Das Loch in der Balkontür. Nach der Beerdigung. Beim Betreten der Wohnung schlitterte ich in eine Landschaft aus Eis. Alles lag wie versteinert an seinem Platz. Nichts, was an ein Leben erinnerte, kein Anzeichen von menschlicher Existenz. Nur Frost und Starre. Als wäre Vaters Wohnung eine verstaubte Kammer voll Requisiten. Ein Sammelsurium an Automagazinen, Formel 1-Fahnen und Baseballkappen mit Ferrari-, Lamborghini- oder was weiß ich noch für welchen Emblemen. Nicht zu vergessen: Überall leere Weinflaschen. Erst auf den zweiten Blick fiel mir auf, dass in der Balkontür ein Loch klaffte. Hier hatte unübersehbar ein Freak gehaust. Ein vom Saufen Wahnsinniger.

Elfi. Vaters geheime Geliebte. Plötzlich stand sie da, gab mir die Hand. Servus, ich bin die Elfi. Der Elfi-Mund erzählte, dass der Josef der Lebensmensch gewesen wäre. So ein lieber Mensch, der Josef. Aus ihren Augen schossen Tränen, ein echter Trommelwirbel an Elfi-Tränen. Der Elfi-Mund erzählte auch, dass sie ihn abholen und in die Psychiatrie hatte bringen wollen; aber der Josef lag tot auf dem Bett, ja, die Psychiatrie brachte ihn schon ins Grab, bevor der Josef seinen Fuß hineinsetzen konnte. Wieder Elfi-Tränen.

Sie schleppte Säcke mit Vaters Hab und Gut in ihren Fiat. Als der Fiat beinahe platzte, streckte sich mir wieder die Elfi-Hand entgegen. Der Elfi-Mund sagte: Dann sehen wir uns jetzt ja öfters.

Der Moldau. Mutters Geliebter. Eigentlich heißt er ja Herr Swoboda, aber Mutter nennt ihn Moldau. Der Moldau reparierte das Loch in der Balkontür und räumte die Flaschen aus der Wohnung. Der Moldau putzte auch das Bad und strich die Wände neu. Der Moldau sagte wenigstens nicht: Dann sehen wir uns jetzt ja öfters. Der Moldau sagte: Kranker Mensch, dein Vater. Der Moldau hat Recht, denke ich.

*Ich muss Worte finden!*

Vielleicht komme ich meinem Vater näher, wenn ich eine Sprache für das finde, was hätte sein können. Eine lingua potentialis. Ein Sprachboot auf dem Fluss der Möglichkeiten. Und ich bin die Fährfrau, die den Kahn über die Wellen manövriert. Ja, vielleicht komme ich der Wahrheit im Erfinden näher als im Schürfen. Bis die Hitze um die Ecke kriecht, sich in die Ritzen der Mauern und Straßen zurückzieht und endlich eine kühle Brise ins Zimmer weht, bis sich meine Augen schließen, die Gedanken ruhen und der Schlaf mich umhüllt, bis dahin werde ich schreiben. Jedoch: Kein Anschreiben und Anklagen. Kein Schreiben, das sich gegen das Draußen stemmt. Kein Aufbäumen gegen das geschäftige Treiben der Anderen. Kein Kratzen und Schaufeln in vergangenen und gegenwärtigen Gruben. Kein Schreiben zwischen die Welten.

Sondern: Ein Schälén aus den Zeiten, ein Hervorkriechen aus den Höhlungen. Ein Auftauchen aus den Bedeutungen. Nackt und petrolgrün. Ein Wandeln in Lust und Wörterwald. Ein Schöpfen und Erfinden. Ein Erdichten eines Zentrums, von dem aus die Geschichte, von dem aus jede Geschichte ihren Lauf nimmt. Bis also die Hitze um die Ecke kriecht. Heute, morgen und Übermorgen.

# WortReich 2019 Schatten & Licht

## Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH  
Mießtaler Straße 6  
9020 Klagenfurt am Wörthersee  
T: 0463/536-57622  
E: [office@kbw.co.at](mailto:office@kbw.co.at)  
H: [www.bildungswerk-ktn.at](http://www.bildungswerk-ktn.at)  
[www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk](https://www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk)  
Redaktion: Doris Rottermann, BA MA

## Danksagung

Herzlicher Dank gebührt den Jurymitgliedern Dieter Koffler, Thomas Macher MA, Mag. Andreas Peterjan und Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> Gudrun Tengg für das Lesen von insgesamt 160 eingereichten Kurzgeschichten, ihre Geduld bei der Auswahl der Siegertexte und für die Bereitschaft, Ihre Expertise und Zeit ehrenamtlich zur Verfügung zu stellen!

Darüber hinaus gilt mein ganz persönlicher Dank den langjährigen WortReich-Teammitgliedern Adi Weisch und Gudrun Tengg, die mir mit hilfreichen Informationen bei der erstmaligen Organisation als Nachfolgerin von Bettina Zauner beiseite standen.

Im Namen des Kärntner Bildungswerkes bedanke ich mich des Weiteren sehr herzlich bei der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, insbesondere bei Bürgermeister Christian Poglitsch sowie bei Vizebürgermeisterin und Kulturreferentin Christine Sitter, MBA, für die erfolgreiche Zusammenarbeit sowie für die mit 500 Euro, 200 Euro und 100 Euro dotierten Preise.

Danke auch dem Markt Café der Finkensteiner Nudelfabrik für die beiden Ehrenpreise sowie bei Familie Stroitz, Inhaber des Pogöriacherhofs in Faak am See, für die Möglichkeit, die Lesung der prämierten Kurzgeschichten in ihrem Haus veranstalten zu können.

Für die Moderation und die Organisation vor Ort geht ein besonderer Dank nochmals an Adi Weisch!

VIELEN DANK allen Mitwirkenden und einreichenden Autorinnen und Autoren für ihre Kurzgeschichten und HERZLICHE GRATULATION den Gewinnern\*innen 2019!

Ich freue mich auf eine Fortsetzung 2020!

Doris Rottermann BA MA

VIELEN DANK DEN SPONSOREN!

LAND  KÄRNTEN  
Volkskultur

 Bundesministerium  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung



  
POGÖRIACHERHOF

  
MARKT CAFÉ